

## *Die Stadt als Wellental in der Bilderflut*

Wir sollten (wenn es um »Stadt« geht) topologisch statt geographisch denken lernen und die Stadt nicht als einen geographischen Ort, sondern als Krümmung in einem Feld ansehen. Das ist kein bequemes Unterfangen. Es geht um einen der berüchtigten »Paradigmen sprünge«. Schon als man sich gezwungen sah, die Geographie nicht als Beschreibung einer ebenen Fläche, sondern einer Kugeloberfläche zu sehen, hatte man Schwierigkeiten. Stehen etwa die Bewohner der südlichen Halbkugel auf dem Kopf? Wir haben unsere Imagination noch mehr als damals anzu strengen. Allerdings haben wir Bilder von Gleichungen, welche uns dies erleichtern. Wir sind, zum Beispiel, gewöhnt, das Sonnensystem als einen geographischen Ort zu sehen, in welchem einige Körper um einen großen kreisen. Wir sehen es so, weil uns das so auf Bildern gezeigt wird, nicht, weil unsere Augen das irgendwo wahrgenommen hätten. Aber wir verfügen heute auch über andere Bilder. Dort zeigt man uns das Sonnensystem als ein Drahtgeflecht, als ein »Gravitationsfeld«, und in diesem Geflecht gibt es sackähnliche Ausbuchtungen, worin die Drähte enger geknüpft sind. In einem dieser Säcke erkennen wir unsere Erde wieder, schon darum, weil in diesem Sack ein kleinerer, nämlich unser Mond, eingebaut ist. Beide Bilder des Sonnensystems sind

nicht Abbildungen, sondern Modelle. Und doch ist das zweite Bild für Marsreisen nützlicher als das erste. Man sieht ihm an, daß man zuerst aus unserem Sack hinaus kriechen, dann aufpassen muß, um nicht in den Sonnensack zu fallen, und schließlich bergauf kriechen, um sich in den Marssack fallen zu lassen. Dasselbe gilt vom Stadtbild. Wenn es um eine »neue Urbanität« geht, ist es nützlicher, sich ein Krümmungsbild zu machen.

Das Bild, das wir uns gewöhnlich von der Stadt machen, sieht ungefähr so aus: Häuser, wirtschaftliche Privaträume, umgeben einen Marktplatz, einen politischen öffentlichen Raum, und darüber, auf einem Hügel, steht ein Tempel, ein theoretischer Sakralraum. Man kann sich den Kopf darüber zerbrechen, wie diese drei Raumtypen miteinander zu koppeln sind. Die Alten meinten, die Ökonomie hätte der Politik und diese der Theorie zu dienen, weil die Theorie zur Weisheit und zur Erlösung führt. Die Philosophen und Doktoren der Kirche sollten die Könige der Stadt sein. Die revolutionären Handwerker der Renaissance meinten, die Ökonomie und die Theorie hätten der Politik zu dienen, weil diese zur Freiheit und Selbstveränderung des Menschen dank Arbeit führt. Die Bürger sollten die Könige der Stadt sein. Gegenwärtig meinen viele, die Politik und die Theorie hätten der Ökonomie zu dienen, weil diese zur Befriedigung der Ansprüche und zum Glück führt. Die Konsumenten sollen die Könige der Stadt sein. Das sind drei Lesarten des gewöhnlichen Stadtbildes.

Vergessen wir einmal die Ströme von Drucksachen und Blut, die aus dieser Stadtbildkritik geflossen sind und noch immer fließen. Sehen wir uns das Bild an. Es ist als Modell nicht mehr zu gebrauchen. Die drei Stadträume greifen jetzt wie »Fuzzy sets« ineinander. Der öffentliche Raum dringt in den privaten dank Kabel (wie im Falle des Fernsehens). Der Privatraum dringt in den öffentlichen dank Apparaten (wie Autos). Es gibt in der Stadt nichts tatsächlich Öffentliches und tatsächlich Privates mehr. Und der theoretische Raum ist in beide so eingedrungen, daß man ihn nicht mehr wiedererkennt, so hat er sich verändert. »Theorie«

heißt Beschaulichkeit, und sie ist sakral, weil sie aus dem Betrieb hinausragt. Daraus ist *Weekend*, Ferien, Pensionierung und Arbeitslosigkeit geworden. Der theoretische Raum ist nicht mehr an Kirche und Schule gebunden, sondern an Sportplatz, Diskothek und *Club Méditerrané*. Diese Siedlungen stehen dem ehemals Ökonomischen und ehemals Politischen offen. Das hergebrachte Stadtbild mit seinen drei Räumen kann ad acta gelegt werden. Es ist nur noch als historische Referenz zu gebrauchen.

Wir sind jedoch denk- und einbildungsfaul und klammern uns an alte Bilder. Wir ärgern uns, wenn man uns unseren Privatraum, unser politisches Engagement und unseren Glauben ans Heilige (vor allem an wissenschaftliche Theorien) wegnimmt und dafür andere Stadtbilder vorschlägt. Das soll die »neue Urbanität« sein, wenn wir in ihr weder unser trautes Heim, noch unsere fortschrittlichen politischen Meinungen, noch unsere Tief- und Hochschulen wiedererkennen? Aber wenn wir die von uns geforderten Anstrengungen nicht leisten, wird es noch ärger werden. Das ist ärgerlich, aber es nützt nichts, wir müssen in den sauren Apfel des Stadtbildes als Feldkrümmung beißen.

Wir sind die Individuen, die in der Stadt zusammenkommen. Das alte Stadtbild fußt auf diesem Menschenbild. Dieses Menschenbild ist untauglich geworden. Alles ist teilbar, und es kann kein Individuum geben. Nicht nur Atome können in Partikel, ebenso kann alles Mentale beliebig in Teilchen zerstückelt werden, also Handlungen etwa in »Aktome«, Entscheidungen in »Dezideme«, Wahrnehmungen in »Reize«, Vorstellungen in »Pixels«. Die Frage, ob man dabei zu guter Letzt auf Unteilbares stößt, ist metaphysisch. Der Mensch kann nicht mehr als ein Individuum, sondern muß im Gegenteil als eine dichte Streuung von Teilchen angesehen werden: Er ist kalkulierbar. Das berüchtigte »Selbst« ist als ein Knoten zu sehen, in welchem sich verschiedene Felder kreuzen, etwa die vielen physikalischen Felder mit dem ökologischen, psychischen und kulturellen. Das berüchtigte »Selbst« erweist sich dabei nicht als Kern, sondern als Schale. Es hält die gestreuten

Teilchen zusammen, »enthält« sie. Es ist eine Maske. Daraus folgt, daß die Stadt nicht ein Ort sein kann, an dem Individuen zusammenkommen, sondern sie ist im Gegenteil eine Kerbe in Feldern, wo Masken verteilt werden. Das Selbst kommt nicht in die Stadt, um zum anderen zu kommen, sondern im Gegenteil: Erst in der Stadt entsteht das Selbst als das Andere des anderen. Das Modell der Stadt als Maskenverleihanstalt erlaubt, sich ein Bild von der Stadtgeschichte zu machen. Die ersten Städte stellen nur wenige Masken zur Verfügung, etwa die des Zauberers, des Kriegers und des Homosexuellen, und alle müssen hinter diesen Masken tanzen. Die letzten Städte stellen zahlreiche Masken zur Verfügung und erlauben beim Tanzen eine über die andere zu ziehen, etwa die des Steuerzahlers über die des Vaters. Das ist politischer (städtischer) Fortschritt. Allerdings, hinter den alten Masken verbirgt sich dasselbe wie hinter den neuen, nämlich ein Schwarm von teilbaren Teilchen. Das ist auf den ersten Blick ein verwirrendes Stadtbild. Es sieht wie ein Indianerdorf aus, während das alte wie Athen und Jerusalem aussieht. Noch dazu zerfallen die Indianer zu Staub, wenn sie nicht tanzen, zu lauter Quarks, Reizen und Aktomen. Die Indianer, wenn befragt, hätten wahrscheinlich nichts dagegen einzuwenden. Wir hingegen pochen auf unsere Identität (»Seele«, »Geist«), auch wenn wir den diesbezüglichen Medizinbeutel verlegt oder verloren haben. Das neue Menschenbild als Verknotung von Beziehungen paßt uns nicht in den Kram, und daher auch nicht das auf dieser Anthropologie beruhende Stadtbild. Und doch muß dieses Menschenbild hingenommen werden. Es sieht ungefähr so aus: Wir haben uns ein Netz von zwischenmenschlichen Beziehungen vorzustellen, ein »intersubjektives Relationsfeld«. Die Fäden dieses Netzes sind als Kanäle zu sehen, durch welche Informationen wie Vorstellungen, Gefühle, Absichten oder Erkenntnisse fließen. Diese Fäden verknoten sich provisorisch und bilden das, was wir »menschliche Subjekte« nennen. Die Gesamtheit der Fäden macht die konkrete Lebenswelt aus, und die Knoten darin sind abstrakte Extrapolationen. Das erkennt

man, wenn man sie entknotet. Sie sind kernlos wie Zwiebeln. Anders gesagt: Das »Selbst« (»Ich«) ist ein abstrakter, gedachter Punkt, um welchen sich konkrete Beziehungen hüllen. »Ich« ist das, wozu »du« gesagt wird. Ein derartiges Menschenbild wird nicht nur dank Psychoanalyse und Existenzanalyse nahegelegt, sondern es entspricht auch den Feldbildern auf vielen anderen Gebieten, zum Beispiel jenem der Ökologie – Organismen sind Verknotungen von Ökosystemen –, jenem der Molekularbiologie – Phänotypen sind Verknotungen von genetischen Informationen – oder jenem der Kernphysik – Körper sind Verknotungen der vier Kräftefelder. Hält man am Bild des intersubjektiven Relationsfeldes fest – »wir« ist konkret, »ich« und »du« sind Abstraktionen daraus –, dann gewinnt das neue Stadtbild Konturen. Es ist etwa so vorzustellen: Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind an verschiedenen Orten des Netzes verschieden dicht gesponnen. Je dichter sie sind, desto »konkreter« sind sie. Diese dichten Stellen bilden Wellentäler im Feld, das man sich schwingend vorstellen müssen. An diesen dichten Stellen rücken die Knoten einander näher, sie »aktualisieren« sich gegenseitig. In derartigen Wellentälern werden die in den zwischenmenschlichen Beziehungen angelegten Möglichkeiten »aktueller«. Die Wellentäler wirken auf das umliegende Feld »anziehend« (in das Gravitationsfeld einbeziehend), immer weitere zwischenmenschliche Beziehungen werden von dorthin angezogen. Jede Welle ist ein Brennpunkt für Aktualisierung zwischenmenschlicher Virtualitäten. Solche Wellentäler sind »Städte« zu nennen.

Doch damit ist das neue Stadtbild als attraktiver Ort für die Verwirklichung menschlicher Möglichkeiten noch nicht entworfen. Es muß hinzugefügt werden, daß wir uns das zwischenmenschliche Netz als mit anderen Netzen verfilzt vorzustellen haben. Zum Beispiel müssen wir uns die Knoten der Intersubjektivität, also das »Ich«, als in zahlreiche andere Netze eingebaut vorzustellen versuchen, etwa als Zentralnervensystem im neurophysiologischen Netz, als Lebewesen im ökologischen Netz, als

materiellen Körper in elektromagnetischen und gravitationellen Feldern. Die Hoffnung, all diese Relationsfelder auf ein einziges reduzieren, eine allgemeine Feldtheorie aufstellen zu können, ist vorläufig aufzugeben. Daher ist das neue Stadtbild (die »neue Urbanität«) kein sehr deutliches Modell, sondern es sieht eher fraktal aus. Mit diesem formalisierten Chaos werden wir wohl zu leben haben.

Auffällig ist, wenn man dieses Stadtbild betrachtet, falls man die nötige Einbildungskraft dafür mobilisiert hat, seine »Immaterialität«. Es sind darin weder Häuser noch Plätze noch Tempel zu erkennen, sondern nur ein Drahtgeflecht, ein Gewirr von Kabeln. Ein Spaziergang durch Köln kann helfen, das Bild etwas materieller erscheinen zu lassen. Noch Heine meinte, daß es sich mit seinem heiligen Dome im heiligen Strome spiegele, wir hingegen müssen versuchen, es sich im Relationsfeld spiegeln zu lassen. Was als erstes auffällt, sind die Verkaufsauslagen, worin Masken zur Identifikation angeboten werden. Man identifiziert sich mit und als Kleid, als ein Paar Schuhe, als Kochtopf. Man ist, was immer man ist, erst wenn man beginnt, in diesem Kleid, in diesem Kochtopf zu tanzen. Solche Verkaufsauslagen sind, was das ganze Köln ausmacht. Überall werden solche Masken angeboten. Man tanzt in der Maske eines Fernsehbildes (identifiziert sich damit und darin), in der Maske eines Parteimitglieds, eines akademischen Titels, einer Familienbeziehung, einer Kunstrichtung, einer philosophischen Ansicht. Köln erweist sich als Wellental im zwischenmenschlichen Relationsfeld, worin diese Beziehungen in Masken eingesammelt werden, um die darin angelegten Möglichkeiten zu aktualisieren. Die Bewohner Kölns sind dicht gestreute Punktschwärme, die unter kölnischen Masken tanzen. Die kölnischen Häuser, Plätze und der Dom sind als Oberflächenphänomene, als geronnene, »materialisierte« Masken zu sehen, als eine Art von archäologischem Küchenabfall.

Wozu »neue Urbanität«? Was hat man an Köln auszusetzen? Daß die dort angebotenen Masken nicht dialogisch, sondern

anderswie hergestellt werden, und daß sie aufgesetzt werden, auch wenn sie aus einer Vielfalt gewählt werden können. »Neue Urbanität« ist der Versuch eines »Stadtplans«, in dem die Masken dialogisch aus den zwischenmenschlichen Beziehungen auftauchen, um darin wieder absorbiert zu werden. Die neue Stadt wäre ein Ort, an dem »wir« uns als »ich« und »du« gegenseitig identifizieren, an dem »Identität« und »Differenz« einander bedingen. Das ist nicht nur eine Frage der Streuung, sondern auch der Schaltung. So eine Stadt setzt eine optimale Streuung der zwischenmenschlichen Beziehungen voraus: Aus »anderen« sollen »Nächste«, »Nachbarn« werden. Und sie setzt voraus, daß die Kabel der zwischenmenschlichen Beziehungen reversibel geschaltet werden, nicht in Bündeln, wie beim Fernsehen, sondern in echten Netzen, also verantwortungsvoll, wie beim Telefonnetz. Das sind technische Fragen, und sie sind von Urbanisten und Architekten zu lösen. Sie verfügen nicht nur über die nötige Kompetenz, sondern auch über theoretische »informatische« Kenntnis und über Apparate, etwa reversible Minitels und künstliche Intelligenzen.

Wie jede Revolution ist die urbanistische zwar technisch bedingt, sie reicht aber in weitere Gebiete. Sie setzt voraus, daß wir uns existentiell umzustellen haben. Wir müssen aufhören, uns und die anderen erkennen zu wollen, und versuchen, die anderen anzuerkennen und uns in ihnen wiederzuerkennen. Wir müssen aus der Kapsel des Selbst auszubrechen und uns in die konkrete Intersubjektivität zu entwerfen versuchen. Wir müssen aus Subjekten zu Projekten werden. Die neue Stadt wäre eine Projektion von zwischenmenschlichen Projekten. Das klingt »utopisch«, was es ja buchstäblich ist, denn die neue Stadt ist geographisch nicht lokalisierbar, sondern überall dort, wo Menschen einander sich öffnen. Aber gerade weil es utopisch klingt, ist es realistisch. Denn die emporstreichende relationelle Weltsicht und die daraus folgende Anthropologie fordern utopisches Denken. Wir haben dafür keine überkommenen Modelle und müssen sie neu entwerfen.

All dies war in Bildern gesprochen. Es war von Stadtbild, von Weltbild, von Menschenbild, von Maske die Rede. Das ist unvermeidlich. Wir können die Welt und uns selbst darin nicht mehr beschreiben. Diskursive Sprache und Schrift sind dafür nicht mehr angemessen: Alles ist durchkalkuliert, und Schwärme von punktartigen *Bits* sind unbeschreiblich. Diese können aber berechnet werden, und die Algorithmen können in Bilder umkodiert werden. Also ist zwar die Welt mit uns selbst darin unbeschreibbar geworden, aber sie ist berechenbar und deshalb wieder vorstellbar geworden. Um sie uns vorzustellen, müssen wir eine neue, auf Kalkulation beruhende Einbildungskraft mobilisieren. Wir besitzen dafür die nötigen Apparate. Dieser Vortrag ist demnach als Versuch anzusehen, synthetische Bilder von Algorithmen in Sprache zu kodieren. Die gegenwärtigen zwischenmenschlichen Beziehungen werden sich zunehmend in derartigen Bildern verschlüsseln. Unsere Wahrnehmungen, Vorstellungen, Gefühle, Absichten, Erkenntnisse und Entscheidungen werden zunehmend die Form von derartigen Bildern annehmen müssen. Dadurch werden alle schöpferischen Disziplinen – wie Wissenschaft und Politik – zu Kunstformen werden. Dieser Vortrag ist ein dürftiger Versuch, Politik (»neue Urbanität«) als Kunstform zu treiben.

(1988)